

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(13. Fortsetzung.)

„So? — studirt?“ sagte Tobias, nur mit einem unbestimmten Begriff von der Bedeutung des Wortes; „des Schulmeisters Fräule hat auch studirt, ist aber nie was Rechtes aus ihm geworden. — Konnte das Eichen nicht vertragen, wie er meinte! — Muß nicht hübsch sein, das Studiren!“

„Und was treibt Ihr nun so hier das ganze Leben durch?“

„Wir? verteuft wenig. — So lange man jung ist und das Leben genießen könnte, hat man Plauderei und Schinderei genug. — und wird man alt — ja, dann ist's eben vorbei, und man kann weiter nichts thun, als sich ausruhen — und das gönnen sie Einnem nicht einmal.“

„Guten Tag mitammen“, sagte in dem Augenblick eine tiefe Stimme, und der alte Forstwart Barthold trat in die Stube.

„Guten Tag, alter Waldläufer“, lachte Tobias, während sich Mühler nach dem neu Eintretenden umschaute; „na, wo hast Du wieder gesteckt?“

„Ich habe ein paar Eichen für Fischweilen gelegt“, sagte der Forstwart; „nimm Dich in Acht, Tobias, wenn Du unter dem Wehr etwa herumtrieben solltest — in der Mühle hab' ich es auch schon gesagt — Du könntest sonst einmal einen von Deinen alten Hinterläufen unter Lebens in einen Schwannbals hinein bekommen, und die Dinger spazieren eben nicht.“

„Ich habe nichts unten am Wehr zu suchen“, sagte Tobias, „die Fische ist vorbei, und bei dem Wetter geht es außerdem nicht raus. Du wirst aber auch was Rechtes fangen. Daß Du's nicht fangst kriegst, die Eichen aufzufüllen und in dem kalten Wasser herumzupatschen; es geht Dir doch keine Otter hinein.“

„Kann man nicht wissen“, meinte der Forstwart, „und gearbeitet muß doch sein. So bequem wie Du können wir's nicht alle haben. — Herr Wirth, einen Bittern!“

„Hol's der Teufel, mir auch einen!“ sagte Mühler, „mit dem kalten Bier verschlemmt man sich nur den Magen.“

„Ich habe auch nichts dagegen“, stimmte Tobias ein, „bei der Kälte draußen kann man schon was Warmes im Leibe vertragen. Ich begreife nur nicht, wie Du Winter und Sommer Freude daran finden kannst, draußen im Walde herumzutreiben. Aus dem Wasserfischen kommst Du im Leben nicht heraus — ich glaube, Du schläfst drin.“

„Manchmal Nachmittags, ja“, lächelte der alte Mann; „aber ich will Dir etwas sagen, Tobias: wenn's nicht gegeben ist, der kann auch im Walde keine Freude finden, so wie Du und Deinesgleichen, die eben nur Büsche und Bäume drin sehen.“

„Na, siehst Du was Anderes drin?“ lachte Tobias.

„Allerdings ist's ich das“, erwiderte der alte Mann und wurde auf einmal dabei ganz ernst, ja fast feierlich, „und wenn ich Dir auch das jetzt sage, Tobias, wirst Du mich doch nicht verstehen. Aber das schadet auch nichts — gute Wehren und Wahrheiten werden oft weggeworfen, aber manchmal bleibt doch ein Korn davon hängen und fällt auf guten Boden, wie der Baum auch seinen Samen über das dürre Land hinstreut. — Jemand ein Körnchen wurzelt doch vielleicht und treibt dann wieder einen jungen Baum.“

„Wirth, mir noch einen Schnaps“, sagte Tobias, „der Waldläufer holt mir zu weit und moralisch aus.“

„Mir auch noch einen!“ rief Mühler, den der Bursche mit seinem Ernst zu amüfieren anfing. Barthold nahm keine Notiz von der Unterbrechung.

es die meisten Menschen thun, die bei einem solchen Baume immer gleich berechnen, wie viel Klaftern Scheite oder wie viel Ellen Kuchholz er geben kann. Sieh ihn an, wie er als Leiche daliegt, denn es giebt eben so gut Baum- wie Menschenleichen — sieh, wie die Rinde abfällt, ihre gesunde, frische Farbe verliert und fahl und erdfarben wird, und die Blätter welken und dorren, die Zweige eintrocknen — und langsam geht er zur Erde zurück, von der kam, wie der Mensch, anderen, seines Gleichen, Raum zu geben. — Und das ist nur der einzelne Baum, nun aber steht die Masse, steht den Wald, wo einer dem anderen die Hand hinüberreichet; steht ihn, wenn er sich Abends die Sternende über den Kopf zieht und dusftet und träumt, und leise rauschend der Athem des Herrn durch seine Wipfel fährt; steht ihn, wenn er Morgens erwacht, mit tosig verklärtem Gesicht der Sonne entgegenlächelt, und all' die laufend Sängler hegt und pflegt, die mit der Morgensonne dem Ackerhalter ihre Danklieder entgegenwiebeln — steht ihn am Tage, wie er die Arme schwingend über die Erde breitet, den heißen Sonnenstrahlen zu wehren, seine Quellen und liebsten Kinder, die Blumen, zu erreichen und auszutrocknen; steht ihn, wie ihm am Abend spät der helle Schein von der vielen Anfrischung an der Stirn steht und in Millionen Tropfen von den Blättern funtelt. — Seht ihn im Sommer in seiner Kleiderpracht, im Winter, wenn er sich fest eingehüllt hat in seine warmen Schneelücher — steht ihn, wenn Ihr wollt, aber er bleibt immer schön und groß und hehr, ein Tempel des Herrn, den er sich selber aufbaut.“

Barthold hätte sich für seine schwärmerischen Gedanken keine unglücklicheren und unpassenderen Zuhörer wählen können, und wenn er ein Jahr danach gefühlt hätte, als eben die beiden alten Burschen mit dem Wirth zu Kauf, der mit offenem Munde hinter ihm stand. Auf Tobias' Gesicht lag, so lange der alte Mann sprach, ein breites Grinsen, und die rothgeränderten feuchten Augen zwinkerten nur manchmal mit einem verschmitzt sein folgenden Lächeln nach dem „Schwiegerwatter“ hinüber. Mühler seinerseits sah mit fast bis in die Haare hinaufgezogenen Augenbrauen, die Staupelne zwischen den Knien und beide Ellbogen darauf gelehrt, dicht vor dem alten Forstwart, und über sein Gesicht zuckte und zerrte es dabei so wunderbar, daß Tobias zuletzt gar nicht mehr auf die Worte hörte, sondern nur ganz erstaunt in die wunderbare veränderte Physiognomie des „Schwiegerwatters“ schaute.

„Bravo!“ sagte dieser mit seiner heifern Stimme, als Barthold jetzt endete und wie verklärt durch das Fenster nach seinem lieben Walde hinüber schaute — „bravo, alter Jung, vortrefflich!“ — Wirth, noch mehr Kümmele, für uns Alle, und nicht in so kleinen spigen Gläsern, sondern die ganze Flasche — wir schenken uns selber ein und machen Kreidestriche.“

„Ich danke Ihnen“, sagte der Forstwart ruhig; „ich trinke höchstens Morgens ein einziges Glas.“

„Auf einem Beine kann kein Mensch stehen!“ rief Tobias.

„Gott sei Dank, daß ich den Brantwein noch nicht brauche, um darauf zu stehen“, meinte der alte Forstwart; „ein nüchternes Kopf und ein volles Herz ist mein Wahlspruch, und — andere Leute führen vielleicht besser, wenn es auch der ihrige wäre. Das aber ist anderer Leute Sache und geht mich nichts an — und nun guten Morgen mitammen. Ich denke, Tobias, meine Rede hat mir bei Dir nicht viel geholfen, und Du wirst mich nie vor doch lieber in das Wirtshaus als in den Wald gehen. Du hast aber auch Recht, Du paßt nicht hinein, und ein Baum sähe gewiß nicht besser aus, wenn Du darunter in seinem Schattelen lägst. Gott zum Gruß — ich muß wieder hinaus!“ Mit den Worten zahlte er dem Wirth sein Glas Brantwein und verließ, still wie er gekommen, die Stube.

„Bei dem rappelt's wohl?“ lachte Mühler, als Barthold die Thür hinter sich zugezogen hatte.

„Ein bisschen, ja“, bestätigte der Wirth, „aber er ist ganz harmlos und thut keinem Menschen was. Nur im Walde darf man ihm nicht begegnen, und Abends möchte ich dadrin nicht um Alles in der Welt mit ihm zusammenstoßen.“

„Beißt er?“ meinte Mühler trocken.

„Nun, er beißt wohl gerade nicht“, erwiderte der Wirth, „aber daß er allerlei faule Kunststücke kann, ist gewiß. Hier spricht er immer vom lieben Gott, aber draußen da schwärmt er mit den Bäumen und Vögeln, ruft die wilden Thiere, sucht geheimnißvolle Wurzeln und treibt allerlei heidnischen Anfinn, wie es hier früher soll Sitte gewesen sein. Im Walde drin steht auch noch eine alte Eiche — kein Mensch weiß, wie alt sie ist — mit einem steinernen Altar darunter, auf

dem in alten Zeiten die Heiden ihren Abgöttern Menschen geschlachtet haben. Dort ist er am liebsten, und da treibt er auch nicht selten um Mitternacht seinen Spuk mit bösen Geistern, was eigentlich gar nicht geduldet werden sollte.“

„Ach was!“ sagte Tobias, der indessen mit Mühler wader der Flasche zugespochen hatte, „er schadet doch keinem Menschen damit, und wenn man ihn zufrieden läßt, ist er gut genug; nur manchmal ein bisschen grob.“

„Wie viel Uhr schlägt das?“ sagte Mühler aufhorchend.

„Eben elf — Zeit genug zum Mittagessen.“

„Ja, aber ich muß fort“, meinte der Alte, „will meinen Jungen gleich aus der Schule mit nach Hause nehmen.“

„Hier, Wirth, meine Bede — zwei Glas Bier und ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Schnäpse — gerade sieben — seht Ihr, hier sind die Striche — famos! Zeug, der Kümmele — bababaha, den alten Forstwart müssen wir uns einmal wieder hiersher einladen; das ist ein treuzurioser Kerl.“ — Guten Morgen, Tobias, guten Morgen, Sternewirth — der Kümmele soll leben!“ Und seinen Hut gegen die Dede werfend, daß er ihm zurück gerade wieder auf den Kopf fiel, nickte er den beiden, darüber nicht wenig erstaunten Männern huldreich zu und verließ mit steifen Schritten die Wirtshstube.

Die Schule war gerade aus, und die Anaben und Mädchen, froh, der engen Stube entronnen zu sein, tummelten sich lustig draußen herum. In der Thür des Schulhauses aber stand der Lehrer und zog mit voller Brust, nach drei Stunden bunziger, erdrückender Schulstuden-Atmosphäre, die kalte, frische Luft ein, die von dem See herüberströmte. Die Kleinen, die sich noch etwas im Zimmer aufgehalten hatten, drückten sich scheu und grüßend an ihm vorbei, bogen dann um die Ecke, warfen noch einen Blick zurück, ob er sie nicht mehr sehen könne, und sprangen dann jauchzend den Gefährten nach. — Es war Samstag und heute Nachmittag keine Schule weiter, und die kleinen Kerle wußten das zu würdigen und zu genießen.

Es ist aber doch die Frage, wer sich mehr darüber freute — der Lehrer oder die Schüler — wenn der erstere auch keine Lustsprünge machte, sondern ernst, mit dem bleichen, abgemagerten Gesichte nach den leichten Wolken hinaufschaute, die oben am Himmel ihre freie, lustige Bahn zogen. Auge und Athemzug drängte dem Weiten entgegen, und wie gern, wie froh wäre der Körper ihnen gefolgt! Der aber war gebannt, gefesselt an den engen Raum, an seine Klasse, an der Schüler Schaar, und wenn er auch nur wenig, erstaunlich wenig Lohn dafür bekam, die wenigen Thaler brauchte er eben zum Leben und konnte sie nicht entbehren: denn leben wollen wir ja Alle, obgleich viele Leute das auch noch leben nennen, was eigentlich nur existieren heißt.

Heute war Samstag-Mittag, und anderthalb Tage — wenn auch nur kurze Wintertage — freie Zeit lag vor ihm, in denen er seine fränke Brust ausruhen konnte — um am nächsten Montag wieder einen neuen Anlauf zu nehmen, sie vollständig zu ruinieren. — Und doch lächelte er, als sein Blick auf die sich oben im fortummelnde kleine lustige Schaar fiel, die, mit den Büchern unter dem Arm, oder im Känzel auf dem Rücken, keine Sorgen, keinen Kummer ahnten, wie viel das Schicksal auch vielleicht schon für sie bereit hielt. Er dachte der eiaenen Jugendzeit, dachte der frohen Jahre, die auch er durchlebte, und seufzte nur eigentlich darüber, daß er an frohe Jahre stets so weit zurück denken mußte, wenn er sich ihrer freuen wollte.

Auch die Knechte fehlten von ihrer Arbeit heim, denn die Pferde mußten zwei Stunden Ruhe haben. Vom Gute waren drei Geschirre unten am See beschäftigt gewesen, bei dem jetzigen Frostwetter Schlamm herauszuschaffen und auf die Wiesen zu fahren. Die Geschirre hatten sie unten stehen lassen und ritten nun auf den Sattelpferden, die Handspeder führend, in den Hof zurück, quer über die gefrorene Wiese hinüber, den nächsten Weg einschlagend.

Auf der Straße kam die Erzieherin mit Josephine herunter; sie hatten einen kleinen Spaziergang gemacht, dem aus der Schule kommenden Karl entgegen zu gehen, und der Hauslehrer begleitete sie, um seinen Schüler gleich in Empfang zu nehmen. Karl hatte sich in der letzten Zeit besonders wild und ausgelassen gezeigt, und der Hauslehrer, ein junger Kandidat der Theologie, wußte aus eigener Erfahrung, wie es die jungen Burschen gerade an einem Samstag-Mittag gewöhnlich ausgelassen treiben; es war deshalb besser, ihm bei Zeiten einen Zügel anzulegen.

Der alte Mühler hatte seinen Refsen schon im Dorfe selber unter dem Schwarm der Lebriegen herausgesehen, sich aber keineswegs Mühe gegeben, den Lebermuth der kleinen fröhlichen Bande zu jähmen. Selber äußerst guter Laune, stieß er, wie er mitten unter die Knaben kam, einen eigenthümlich schrillen Schrei aus und sammelte dadurch im Ru den ganzen Schwarm um sich.

„Hallo, Ihr Kerle!“ rief er jetzt, „gebt Frieden, macht nicht solch' einen Weidenpektel, daß man seine eigenen Worte nicht hören kann! Heda, was seid Ihr für ungeschickte Jungen!“ wandte er sich plötzlich an zwei, die übereinander wegzuspringen suchten — „kommt einmal her — so müßt Ihr's machen!“

„Hurrah, der Schwiegerwatter will springen!“ riefen einige der größeren Jungen und drängten sich rasch herbei, und der alte Mühler machte in der That, von dem Brantwein aufgeregter, Anstalt, ihnen eine seiner Rünste zum Besten zu geben, als etwas Anderes ihre Aufmerksamkeit plötzlich ablenkte.

„Dort! dort! da geht ein Pferd durch!“ schrie der eine der Knaben, sahen sie, wie eins der herrschaftlichen Pferde, das sich losgerissen hatte, in voller Flucht über die Wiese nach der Straße zu kam und quer darüber hinwegrollte.

„Nimm meinen Ranzen, Onkel!“ schrie da Karl, der, ohne ein Wort weiter zu sagen, seinen Ranzen und seine Mühe zu Boden warf und, ehe nur Jemand eine Ahnung hatte, was er wollte, dem durchgehenden Pferde entgegenflog.

„Karl! Teufelsjunge!“ schrie der Alte hinter ihm drein, aber Karl hörte ihn schon nicht mehr. Mit einer Schnelle, die seine Mitschüler besonders in Erstaunen setzte, flog er mehr, als er lief, über die hartgefrorene Straße hin, und traf gerade dort mit dem wenig feiner achtenden Pferde zusammen, als dieses über den Ghauffee-graben setzte. Im Ru aber war er an seiner Seite — die linke Hand trallte in seine Wäpne, die rechte stemmte er gegen die Schulter des Thieres, und halb im Sprunge, halb von dem bäumenden Pferde emporgerissen, sah er schon auf dessen Rücken, wie es eben an der andern Seite wieder heraus über die Wiese setzte, um dem Walde zuzukürmen.

Der kleine wilde Reiter machte ihm aber bald begreiflich, daß er nicht länger sein eigener Herr sei, sondern folgen müsse, wohin er es lenkte. Kaum auf seinem Rücken, auf dem er sich vollkommen zu Hause fühlte, griff er mit dem rechten Beine sich einklammernd, nach dem heruntergefallenen Zügel, brachte ihn dem Pferde über den Kopf und hatte es, ehe es kaum zweihundert Schritt weiter geflogen war, völlig wieder im Zaum und in seiner Gewalt. Zu gleicher Zeit spielte unter der Schuljugend ein anderes Intermezzo, das die kleine Schaar kaum weniger belustigte und in Erstaunen setzte, als der tollkühne Reiterstreich des Kameraden.

Der alte Mühler nämlich hatte, statt Ranzen und Mühe seines Neffen aufzuheben, mit halb zusammengebundnem Körper, beide Hände auf die Knie gestützt, den Kopf etwas zurückgebeugen, die Augenbrauen bis in die Haare eingezerrt, Mund und Augen weit geöffnet, ihm nachgeschaut. Kaum aber sah er, daß der Sprung gelungen war, sah, daß sein Karl sich „nicht blamiert hatte“ — wie er ihm später gefand daß er gefürchtet — sah ihn auf dem Rücken des Thieres, als er plötzlich ein lautes Huffal ausstieß. Zu gleicher Zeit warf er seinen Hut in die Luft, sprang selber hoch in die Höhe, überschlug sich, zum unsagbaren Ergöhen der Umstehenden, in freier Luft, kam wieder auf die Füße, fing in bemfelben Moment den zurückfallenden Hut, ohne ihn mit den Händen zu berühren, auf der Stirn und stieß dabei ein wahrhaft diabolisches Gelächter aus.

Der Jubel der Schuljugend bei dem Luftsprunge des „Schwiegerwatters“ läßt sich eher denken als beschreiben. Ueberhaupt wurden ihnen hier zu viele der Gemüthe auf einmal geboten, um nicht dabei über die Stränge zu schlagen. Samstag-Mittag, ein durchgehendes Pferd, das Rüststüch des Kameraden, und nun hier gar der Luftsprung eines Mannes, der bis jetzt, als zum Gute gehörig, nur mit schüden Wäiden von ihnen betrachtet worden und in der That auch nur finster und grämlich zwischen ihnen aufgetreten war — das Alles zusammen schien, wie gefagt, zu viel für sie.

Ein ähnliches Geschrei oder Geheul, wie es die Wilden in Amerika bei plötzlichen Ueberfällen ausstoßen, machte für einen Augenblick die Luft erzittern, und dann brach sich der Jubel der jugendlichen Bevölkerung in einer Anzahl von Puzelbäumen, wie anderen ländlich-gymnastischen Übungen Bahn.

Aber auch der Erzieherin Josephine war eine kleine, wenn auch nicht

in Thätigkeiten ausartende Ueber-raschung vorbehalten. Wie nämlich das durchgehende Pferd, kaum zehn Schritt von ihnen entfernt, über die Straße setzte, und Karl vor ihren Augen auf dessen Rücken sprang, da sah die Erzieherin erschrocken Josephine's Arm, sie zurück und einer möglichen Gefahr aus dem Wege zu ziehen. Josephine, aber, sich rasch und erregt von ihr losmachend — denn die Scene hatte ebenfalls in ihrem kleinen Herzen all' die früheren lustigen Ritte, das freie, herrliche Leben im Circus zurückgerufen — sagte lachend: „Ich fürchte mich nicht, Mademoiselle, wenn ich die langen, unbequemen Kleider nicht an hätte, könnte ich das auch!“

„Du?“ rief Mademoiselle Adele erschreckt aus.

„Ich? gewiß. Ich reite so gut wie Charles, und das ist gar nichts, was er da macht. Er sitzt ja auf dem Pferde.“

Zum Glück für die Ordnung in Schilbheim — denn wer weiß, wie weit der einmal losgelassene Lebermuth der Knaben sowohl wie des Altes gegangen wäre! — erschien in diesem Augenblick eine Person auf dem Schauplatze, die den Lärm plötzlich verstummen machte. — Auf seinem Rücken sprengte Baron v. Gehfeld, der am See heruntergeritten war, um zu sehen, wie weit die Knechte mit ihrer Arbeit gekommen wären, unten in den Schwarm hinein, und sein Anruf erschreckte und bändigte zugleich die Schuljugend, die den Baron, als oberste Herrschaft im Orte, mit ganz besonderem Respekt betrachtete.

Aber auch der alte Mühler gerieth, wie er nur den Kopf nach dem Geräusche des herangeloppten Pferdes gedreht hatte, fast unwillkürlich wieder in seine gewöhnlich ernsthaften Verbisfenheit hinein, hielt sich steif und aufrecht, rückte sich rasch den verkehrten Hut zurecht, und gab dem ihm nächsten Jungen, der von dem Gutsherren noch nichts gesehen hatte und eben zu einem frischen Puzelbaume ausholte, eine so gutgemeinte Ohrfeige, daß er ihn stolpernd bis über den Weg hinüberschickte.

(Fortsetzung folgt.)

Diäturen.

Die Diät bei den verschiedenen Krankheiten ist keine Nebensache. Immer größer wird die Zahl jener Krankheitszustände, bei denen sich die Diät als directes Heilmittel erweist. Erinnern wir uns nur an die Hunger-Durst- und Masturen, an die Milch- und Molkenuren, Zitronenuren, Delfturen usw. Eigentliche Hungeruren werden streng genommen allerdings nicht mehr angewendet. Denn selbst wenn die Verdauungswege von dem Reich, den eine Nahrungszufuhr mit sich bringt, bewahrt werden müssen, wird man auf eine Ernährung nicht verzichten. In diesen Fällen wird zur Ernährung durch Nahrungsmittel gegriffen. Die Diätur, auch Schroth'sche Trockenur genannt, besteht in der beinahe vollständigen Entziehung jedweder flüssigen Ernährung. Der Patient, der sich einer solchen Kur unterzieht, die die Aufsaugung wässriger Ausscheidungen, wie sie durch Wasser-sucht in den verschiedenen Hohlräumen des Körpers erzeugt werden, bezwecken soll, bekommt lange Zeit hindurch nur ganz geringe Mengen von mit Wein vermischtem Wasser, ferner nur dickebreitige Speisen und alte trodrene Semmeln. Häufig finden die Masturen Anwendung. Man nimmt kleine Mengen leicht verdaulicher, aber an Nährstoffen möglichst reicher Nahrungsmittel, vornehmlich Milch, Rahm, Brot aus feinem Weizenmehl, zartes Fleisch, Fleischbrühe, der man die jetzt so zahlreichen Nährpräparate zusetzt, in zwei-, höchstens dreifünftägigen Intervallen. Man fängt mit den kleinsten Mengen an und geht allmählich zu größeren Portionen über. Dazu sind auch Getränke und ein gewisser moralischer Zwang von Seiten des Arztes erforderlich, der sich am besten beim Aufenthalt des Kranken in einer Anstalt, getrennt von der Familie, durchführen läßt. Eine Mastur pflegt sechs bis acht und mehr Wochen im Anspruch zu nehmen. Ein Gegenstück zu den Masturen stellen die Entsetzungen dar. Bei diesen Kuren handelt es sich in erster Linie darum, dem Körper jene Nahrungsmittel zu entziehen, die sich vornehmlich zu Fett umwideln. Als solche kommen besonders die stärkemehlhaltigen Substanzen und die Fette in Betracht. Die Diät, die man bei Entsetzungen anwendet, besteht daher hauptsächlich aus Fleisch, Obst und sehr vielen grünen Gemüsen, Salat, Gurken und Kraut. Eine Abart der Entsetzungen ist die sogenannte Derrtsche und Schwenninger'sche Kur. Beide sind eine Art von Durstkur. Derrt entzieht seinen Patienten ein gewisses Quantum von Flüssigkeit, die sie täglich zu sich zu nehmen gewöhnt sind, während Schwenninger es verbietet, bei Tisch zu trinken, indem er gleichzeitig in der Kost gewisse leichte Beschränkungen eintreten läßt. Das Geheimniß der

Schwenningerkur besteht darin, daß die Veleffer gewöhnt sind, beim Essen zu trinken, und wenn sie nicht mehr trinken dürfen, auch weniger essen. Es ist aber eine psychologische Wahrheit, daß ein einzelnes Verbot — hier jenes des Trinkens — leichter und consequenter befolgt wird als die Einhaltung eines komplizierten Speisezettels. Schließlich wäre auch noch der anderen specifischen Kuren, wie Milch-, Molken-, Zitronen- und Delfturen, der Obsturen usw. zu gedenken. Es handelt sich aber bei ihnen weniger um rein diätetische Maßregeln als um die Wirkung der chemischen Bestandtheile, so der Weinsäure, der Zitronensäure, der Fruchtzähren usw. Nur den Milch-uren wäre eine Sonderstellung einzuräumen. Die Zusammenfassung der Milch ist eine solche, daß sie alle Nährstoffe enthält und in der That in den ersten Lebensmonaten des Menschen für seine Ernährung ausreicht. Es ist aber ein Irrthum, zu glauben, daß ein erwachsener Mensch von Milch allein leben kann. Hierzu würden etwa 3½ bis 4 Quart Milch täglich notwendig sein, eine Menge, die auf die Dauer kein Mensch zu sich nehmen und vertragen könnte. Dagegen läßt die Milch eine ausgezeichnete harntreibende Wirkung aus und findet um deffenwillen als sogenanntes Kurellische Kur vielfach Verwendung bei Herz- und Nierenleiden. Auch der Vegetarismus gehört zu den diätetischen Kuren, zum Beispiel bei Nierenentzündung, Gicht, Fettleibigkeit usw.

Die Zukunft der Erdölindustrie.

Erst ein halbes Jahrhundert ist verfloffen, seitdem Erdöl durch Bohrungen industriell gewonnen wird. Seine Gewinnung stieg mit der Verwendung der Petroleumlampen und der Petroleummotoren. In den jüngsten Jahren war die Gesamtproduktion rund 500 Millionen Tonnen. Wird man nun auch in Zukunft auf eine genügende Menge Erdöl rechnen können? In den Berg-Staaten, die das meiste Erdöl liefern — jährlich etwa 25 Millionen Tonnen — ist in allen Gebieten die Produktion zurückgegangen. Daß in Rußland der gleiche Fall eingetreten ist, hat mit dem Vorkommen des Erdöls nichts zu thun. Dies wurde durch politische und soziale Ereignisse bedingt. Neuerdings sind dort außerordentlich reiche neue Gebiete entdeckt worden. In Galizien darf der Rückgang der Erdölproduktion zum größten Theil auf wirtschaftliche Kämpfe zurückgeführt werden. Dieses Land, sowie Rumänien, wo eine fortdauernde Steigerung zu verzeichnen ist, sind das natürliche Erdölreferoireuropas, besonders Deutschlands. Hier beträgt die Gewinnung von 80 Gesellschaften jährlich etwa 150,000 Tonnen. Das Hauptgebiet ist Hannover. Während Großbritannien im Heimatlande nur in Schottland eine untergeordnete Oelfeldindustrie hat, besitzt es in seinen Kolonien (Britisch-Indien, Neuseeland) sicher noch große Mengen von Erdölflöhen. Ähnlich sieht es in Niederländisch-Indien und Japan.

Von den europäischen Ländern sind alle bis auf Rußland, Rumänien und Oesterreich — Ungarn auf Einfuhr angewiesen. Diese wird sich noch vergrößern, je vielseitiger die Verwendung der flüssigen Brennstoffe wächst. In Rußland, Amerika, Rumänien und Galizien ist die flüssige Feuerung schon seit längerer Zeit eingeführt, jetzt folgen auch England, hier hauptsächlich für die Kriegsmarine, Frankreich u. u. v. Namentlich scheint die Verwendung der Dampfmotoren für die Marine von weittragender Bedeutung zu sein. Wir können nach vorstehenden Angaben wohl annehmen, daß sich das Erdöl in genügender Menge auf der Erde findet und stets entsprechende Mengen gewonnen werden können. Das Fortschreiten der Technik wird bei der Hebung dieser Erdölflöhe eine große Rolle zu spielen haben.

Die Zeit geht nicht.

Die Zeit geht nicht, sie fliehet still, Wir ziehen durch die Zeit Und sie ist eine Marterweil, Wir sind die Pilger drin.

Es blüht ein Tropfen Morgenau In Strahl des Sonnenlichts, Ein Tag kann eine Weile sein Und ein Jahrhundert nicht.

Es ist ein weißes Pergament Die Zeit und jeder schreibt Mit seinem roten Blut darauf, Was ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt, Du Schönste ohne End, Auch ich schreibe meinen Liebesbrief Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht In deinen runden Kranz; Zum Dank trüb ich die Quelle nicht Und lobte deinen Glanz.

Gottfried Keller.

Der Reider raubt dem Beneideten gar nichts, sich selbst aber Freude und Frieden.

Wenn ein sehr reicher Mann taub ist, kann ihm leicht geholfen werden. Ein junges Mädchen von heute schenkt ihm leicht — Gehör.